

Morgen ist sein Geburtstag

Autor(en): **Spieker, Helene**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576405>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Da kam ihm auf einmal ein einleuchtender Gedanke: dieser junge Mensch konnte ja ebensogut ihr Bruder sein; zwar war keine Nehmlichkeit vorhanden, doch für einen Liebhaber war er lange nicht zuvorkommend genug. So zum Beispiel trug der junge Mann nie die Musikmappe — selbstverständlich ein brüderliches Versehen! Nun wäre einzuwenden gewesen, daß eine Schwester einer solchen Vergeßlichkeit schleunigst abgeholfen hätte, wogegen es ihr an anderer Stelle nicht so leicht hätte fallen dürfen. Aber Leute in des Vikars Herzensverfassung sind nicht mehr imstande, eine so wichtige Frage wie die vorliegende von beiden Seiten unparteiisch zu betrachten.

Also nahm er ganz beruhigt am nächsten Morgen wieder seinen gewohnten Platz ein und sah die beiden vorbeiziehen, ohne die geringste Eifersuchtsanwandlung zu verspüren.

Bald darauf fand die große Gemeinde-Theeversammlung statt, was den Vikar in keine besonders gehobene Stimmung versetzte. Ihm waren solche Gemeindeabfütterungen verhaßt, ihn widerte der Geruch des angebrauten schlechten Thees und des minderwertigen Pfaffenkuchens an; solch' vollgepfropfte Räume, wo er von Leuten, die nicht übermäßig reinlich waren, herumgestoßen wurde, waren ihm im höchsten Grad verhaßt, und am unangenehmsten war ihm, wenn er die Theetöpfe aus dem großen Kessel wieder auffüllen mußte, eine Arbeit, die an solchen Gemeindefestlichkeiten meist ihm aufgebürdet wurde.

Doch als er den Saal betrat, wurde er plötzlich zum eifrigsten Schwärmer von solchen gemeinnützigen Veranstaltungen; denn die erste Person, die ihm in die Augen fiel, war das „süße Geschöpf“. Sie trug ein weißes Musselinleid, und jemand, wahrscheinlich ihr Bruder, hatte ihr einige feuerrote Nelken geschenkt, die sich von ihrem weißen Hals gar herrlich abhoben. Sie stand an einem der langen Tische, hielt in der einen Hand einen Teller mit Butterbrot, in der andern eine Schüssel mit Kuchen. So war sie also doch endlich bei einer solchen Gelegenheit zugegen.

Der Vikar nahm seinen Platz neben dem Theekessel ein und gab sich Mühe auszufragen, als ob nichts Ungewöhnliches vorgefallen. Er versuchte dem Pfarrer, als er von ihm angesprochen wurde, vernünftige Antworten zu geben und mit den helfenden Damen zu scherzen, wenn sie ihre Theekannen zum Auffüllen zu ihm brachten. Doch die ganze Zeit dachte er dabei nur an das „süße Geschöpf“, hatte nur Augen für sie. Er beneidete die Leute, weil sie von „ihr“ lächelnd angesprochen wurden; er beneidete sie, weil sie von ihrer zarten Hand bedient wurden; er beneidete den Pfarrer, weil sie zu ihm kam, um seinen Rat zu holen, als ihr die Butter ausging und für Tony Tomms nicht mehr genug Kresse da war.

Einmal — leider nur ein einziges Mal, ließ sie sich von ihm die Theekanne neu auffüllen. In seiner Aufregung goß er sie beinahe zu voll. Zum Glück konnte er noch im letzten Moment einhalten, und als er sie zurückgab, richtete er es so ein, daß er ihre Hand berührte, und sie dankte ihm mit gewinnendem Lächeln. Im nächsten Augenblick lächelte sie gerade ebenso bezaubernd einen ausgehungerten Botenjungen an, dem sie Thee eingoß; aber wie gesagt: der Vikar war nicht mehr in der Verfassung, so seine Unterschiede zu machen.

Endlich ein lichter Tag in seinem eintönigen Leben!

Später, als der Thee abgetragen, sang sie. Ihre Stimme hatte nichts so besonders Berückendes, — sie war süß und angenehm, das war alles, was man zu ihren Gunsten aussagen konnte. Doch dem Vikar schien sie die schönste, die er noch je

gehört, und jede Note prägte er sich ein, damit er sich in den langen, öden Stunden noch in der Erinnerung daran ergötzen könne.

Doch wie jedes Vergnügen, so ging auch dieser Tag zu Ende und zwar nach des Vikars Meinung nur allzu schnell. Das „süße Geschöpf“ ging schon sehr früh fort, und obgleich er ihr eigenhändig die Thüre öffnete und gute Nacht wünschte, bekam er doch bloß ein abweisendes „Danke!“ zu hören. Ihr wenigstens konnte man den Vorwurf einer Vikarjägerin nicht machen.

Von diesem zufälligen Treffen versprach sich der Vikar sehr viel und baute noch kühnere Luftschlösser.

Sein Mut wurde jedoch einen oder zwei Tage später etwas geküßt, als er sie zur gewohnten Stunde nicht vorbeikommen sah. Mehrere Tage vergingen, ohne daß er sie erblickte, und zuletzt dachte er, daß sie erkrankt sein müsse. Die Influenza regierte, und er sorgte sich um sie, seinen besorgten Blicken war sie stets etwas zart erschienen.

Eines Morgens erhielt er ein Billet von der Frau Pfarrer, in welchem sie ihn ersuchte, in der Gemeindefrage um zwei Uhr ihren Mann bei einer Trauung zu vertreten, da er an Influenza erkrankt und dadurch verhindert sei, sie selbst zu übernehmen. Den Vikaren wurden die Trauungen selten überlassen, ausgenommen die der Armen. Die Trauungen in den Kreisen der Bessersituierten behielt sich der Pfarrer vor, überließ aber die Begräbniszereemonien meist seinen Gehilfen.

Doch auch der Vikar zog die Hochzeiten den Begräbnissen vor und machte sich demgemäß vergnügt bereit. Seine Laune wurde noch besser, als er in dem Bräutigam den Bruder des „süßen Geschöpfes“ erkannte. Dann würde sie natürlich auch kommen, vielleicht gar Brautjungfer sein, und man konnte ja nicht wissen, ob ihnen nicht Gelegenheit geboten würde, verstohlene Blicke zu wechseln. Er wünschte nur, die Kirche wäre mit Blumen geschmückt worden, sie war ein so kahles, ödes Gebäude. Doch draußen wenigstens lag glänzender Sonnenschein, und er würde „sie“ sehen . . . das war die Hauptsache!

Nun kam die Hochzeitsgesellschaft mit der Braut durch das Schiff geschritten. Brautjungfern waren keine dabei, und die Braut trug bloß eine matte, taubengraue Toilette und einen großen Hut mit weißen Federn, der ihr Gesicht ganz verdeckte.

Plötzlich hob sie den Kopf, und das Herz des Vikars zuckte in jähem Schrecken zusammen — denn die Braut war „das süße Geschöpf“!

Wie er mit der Trauung fertig wurde, blieb ihm stets ein Rätsel, ebenso, wie er die Abschiedszene in der Sakristei überstand. Nur froh war er, daß niemand vorzuschlug, er solle die Braut küssen, und froh war er sogar, als die Wagentür hinter ihr geschlossen wurde und sie die Gemeinde von St. Georg vielleicht für immer verließ.

Das war der einzige Roman in seinem Leben. Manche Leute finden, er sei hoffnungslos prosaisch. Zugegeben! Aber immerhin, dieses Mädchen, mit dem er kaum ein Wort gewechselt, das hatte er geküßt mit all' der Kraft seines ehrlichen Herzens, und mit ihrem Fortgang zog auch alle Freude aus seinem Leben.

Er ist immer noch unverheiratet, immer noch im Sprengel von St. Georg thätig und lebt noch in derselben dumpfigen Straße, die ihm durch die Erinnerung an die zierliche Figur des „süßen Geschöpfes“ geheiligt ist.

Morgen ist sein Geburtstag.

Erlebt und erzählt von Helene Spieker.

Nachdem wir den Mai und Juni über vor Kälte mit den Zähnen geklappert hatten, was alles dem unglücklichen Martiniquie in die Schuhe geschoben wurde, hatte endlich der Juli die ersehnte Sommerwärme gebracht. Heiß lag die liebe Sonne den ganzen Tag über der großen Mare-Ebene und dem malerischen Thun, und ich ging daher gern am Spätnachmittag von der Stadt nach Scherzügen zu, dem hübschen Dörfchen, wo die rasche, grüne Mare den See verläßt, um mir am Fluß- und Seenerfer ein bischen Kühlung zu holen.

Täglich begegneten mir auf diesem Wege ganze Scharen

von Knaben, die, das Badezeug unter dem Arm, nach dem Badeplatz am See pilgerten, dort wo der letzte der Niesenbäume des schönen Schlossparks von Schadau seine tiefhängenden Nester im See spült.

Oben war wieder solch lustiger Trupp an mir vorübergezogen. Ein kleiner Kerl in blauer Matrosenbluse trennte sich von den übrigen, blieb zurück und begann am Wiesenrain einen mächtigen Blumenstrauß zu pflücken.

„Grüezi!“ sagte er mit dem hübschen Schweizergruß, als ich an ihm vorüberkam, und zog seinen kleinen Strohhut.

Nie in meinem Leben hatte ich in ein sonnigeres Kinder-
gesicht geblickt. Alles an ihm strahlte und leuchtete: seine
blauen Augen, die goldblonden, etwas lockigen Haare, die weiße
Stirn, der fröhliche rote Kinderrmund. Ich konnte nicht anders,
ich mußte den Jungen anreden.

„Du liebst wohl die Blumen sehr?“ fragte ich ihn.

„Ich lieb' sie schon,“ antwortete er zutraulich, „aber haupt-
sächlich pflick' ich sie, weil die Mutter sich freut, wenn ich ihr
Blumen mitbringe. Die tragen wir dann nach dem Abendessen
auf den Kirchhof zu all' meinen toten Brüdern.“

„All' deinen toten Brüdern?“ wiederholte ich erstaunt.

„Ja, wieviel hast du denn auf dem Kirchhof?“

„Vier,“ sagte er fast triumphierend, als sei er stolz auf
die reiche Zahl. „Jetzt haben wir keine Kinder mehr außer
mir,“ setzte er hinzu.

Sehr nahe schien ihm der Tod seiner Geschwister nicht zu
gehen. Deshalb fragte ich weiter: „Sie sind wohl schon
lange tot?“

„Fürchtbar lange,“ klang es mit Nachdruck zurück. „Als
sie starben, gab es mich überhaupt noch nicht, und ich bin doch
schon zehn Jahr,“ — er reckte sich förmlich bei dieser stolzen
Altersangabe — „das heißt, heute eigentlich noch nicht,“ er
lächelte schelmisch, „aber morgen — denn morgen —“ nun
zögerte er ein wenig, aber dann konnte er doch nicht mehr da-
mit zurückhalten, „denn morgen ist mein Geburtstag!“

Es lag ein unglaublicher Jubel in dieser Ankündigung.
Seine Augen blitzten.

„Und morgen ist noch dazu gerade Sonntag. Fein! Nicht?“
fügte er strahlend hinzu. „Da braucht man doch wenigstens
nicht in die Schule. Und Vater hat versprochen, wir fahren
morgen mit dem Schiff nach Spiez und gehen dann nach Meschi-
ried hinauf. Da ist nämlich meine kleine schwarze Ziege für
den Sommer bei einer Frau, die eine schöne Matte hat; denn
dort hat sie es bei der Hitze besser als bei uns in der Stadt.“
Das klang so drollig altklug.

„Eine hübschere Ziege gibt es überhaupt nicht,“ schwatzte
er weiter, „und sie gehört mir ganz allein. Die läuft mir
nach wie ein Hund, und wenn sie springt und bockt, muß man
sich totlachen. Nun darf ich sie morgen besuchen, Vater hat's
versprochen. Ich freue mich so. Ob sie mich wohl noch er-
kennen wird? Als die Frau sie im Frühjahr abholte, habe
ich geweint; damals war ich eben noch viel kleiner. Jetzt würde
ich mich schämen, zu weinen; denn morgen werde ich ja schon
zehn Jahre. Ach, wenn es doch erst morgen wäre!“

Er schien nun genug Blumen zu haben, und wir schritten
tapfer zusammen weiter den sonnigen Wiesenweg entlang, als
seien wir zwei alte Bekannte und das müßte so sein.

Aber lange ließ ihn seine Glückseligkeit nicht schweigen.

„Als ich vorhin von Hause wegging,“ erzählte er geheimnis-
voll, „kam ich an der offenen Küchentür vorbei, und da sah ich,
daß Mutter schon meinen Geburtstagskuchen einrührte. Sie
machte freilich gleich die Thür zu; aber ich hatte doch schon
bemerkt, daß ein ganzer Haufen Rosinen auf dem Tisch lag.
Recht viel Rosinen, das schmeckt famos! Finden Sie nicht?“

Ich beeilte mich selbstverständlich zu versichern, daß auch
ich mir nichts Schöneres ausdenken könne als recht viel Rosinen.
„Hast du dir denn auch was gewünscht zum Geburtstag?“
fragte ich dann.

„Natürlich,“ versicherte er eifrig. „Eine Angelrute, eine
recht lange Angelrute, mit allem, was dazu gehört. Angeln ist zu
fein! Vater soll es mir zeigen. Gleich morgen, ehe wir nach
Spiez fahren. Noch hat er freilich keine Angelrute besorgt“
— seine Miene wurde etwas bedenklich — „ich habe doch vorhin
heimlich in allen Ecken nachgesehen!“ Dann aber heiterte sich
sein Gesicht wieder zu strahlender Zuversicht auf, als er fort-
fuhr: „Aber sicher kauft er mir heute nachmittag eine, während
ich bade. Ich habe sie mir ja so gewünscht. Und ich kenne
doch Vater.“

Plötzlich riß er mit raschem Ruck sein Badelaken, das er
unter dem Arm trug, auseinander und zog eine kleine, rot
und weiß gestreifte Badehose hervor.

„Die habe ich voriges Jahr zum Geburtstag bekommen,“
erklärte er stolz.

Damit war nun unser Gespräch auf den Wassersport ge-
kommen, und ich fragte ihn daraufhin, ob er denn auch schwim-
men könne.

Er schüttelte den Kopf. „Nein, aber ich werde es diesen
Sommer lernen. Paul Werner will es mir zeigen. Paul

Werner, wissen Sie, der Junge aus meiner Klasse, der auch
in der Hauptgasse wohnt, nahe bei uns, der kann famos
schwimmen, sogar auf dem Rücken. Können Sie auch auf dem
Rücken schwimmen?“

Leider mußte ich beschämt verneinen, was seiner Hoch-
achtung für mich einen erheblichen Stoß zu geben schien. „Biel-
leicht können Sie es noch lernen,“ sagte er dann tröstend.

Der Trupp der andern Jüngens war schon in ziemlicher
Entfernung fast verschwunden; nun drehte sich einer von ihnen
um und pffiff laut und gellend auf zwei in den Mund gesteckten
Fingern.

„Jetzt muß ich aber laufen,“ sagte mein kleiner Freund
eilig, „sonst hole ich sie nimmer ein.“ Zutraulich reichte er
mir seine sonnenverbrannte Kinderhand und trottete davon.

Plötzlich fiel mir etwas ein. Ich legte beide Hände hohl
an den Mund und rief ihm nach: „Höre, sage mir doch noch,
wie du heißt!“

Noch einmal wandte er mir sein lachendes glückliches Ge-
sicht zu. „Fritzli!“ schrie er zurück, machte darauf einen Luft-
sprung wie ein junges Füllen, warf seinen Strohhut in die
Höhe und jubelte übermütig: „Morgen ist mein Geburtstag!“
Dann lief er leichtfüßig über die grüne, sonnengoldige Wiese
dahin, den andern nach, dem baumbestandenen Seeufer zu.

Ich aber wandte mich der uralten, malerischen kleinen
Kirche von Scherzigen zu, neben der die Ueberfahrtsstelle liegt,
an der mich zwei freundliche, alte Weiblein fast täglich hin-
über beförderten über die Klare, ans jenseitige Ufer zu meinem
Abendspaziergang an der „Bächimattpromenade“.

Lustig tanzte das hübsche, mit einem Sonnenjegel über-
spannte Flachboot über die in reißender Strömung pfeilschnell
dahinwirbelnde, dunkelgrüne Klare, und bald darauf trieben es
die sichern Ruderschläge der beiden geschickten Alten an die
Steintreppe am andern Ufer, wo sie gewandt die Kette um den
Steinpfeiler schlangen und damit das Boot so lange festhielten,
bis ich ausgestiegen war.

Langsam bunnelte ich den Weg am Ufer entlang bis zu
dem Punkt, wo plötzlich der herrliche Thunersee in seiner ganzen
Pracht vor dem entzückten Blick liegt. Die mächtigen, knor-
rigen, alten Eichen, unter denen ich wandelte, spendeten mir
ihren kühlen Schatten, vom Wasser herüber wehte ein köstlicher,
frischer Lufthauch, und auf der Bächimatt hatte man geheut,
— wie das duftete!

Ich warf mich in das frische Heu und faltete die Hände
unter dem Kopf. Wie lange ich so in süßer Gedankenlosigkeit
lag, weiß ich nicht. Etwas von Fritzlis übersprudelnder,
jubelnder Lebensfreude schien an mir haften geblieben zu sein.
Ja, das Leben war doch herrlich am lachend schönen Thunersee!
Wie blaugrün die glänzende, von kleinen Booten belebte Wasser-
fläche schimmerte, wie majestätisch ragten die blendenden Schnee-
häupter von Eiger, Mönch und Jungfrau, sowie die gewaltigen,
weißen Zinnen der trostigen Blümlisalp in den wolkenlosen
Sommerhimmel hinein! Aus den grün bewaldeten Vorbergen
lugten überall stattliche Schlösser und zerklüftete Dörfer hervor.

Langsam zog ein großer Dampfer an mir vorüber, eine
lange glitzernde Spur hinter sich lassend. Eine Gesellschaft
lustiger, junger Leute an Bord sang ein übermütiges Lied;
die fröhliche Schar der Touristen auf dem Verdeck lachte und
schwatzte durcheinander. Die meisten hatten Hüte und Stöcke
mit Alpenrosen geschmückt, von denen Uneingeweihte glauben,
daß sie glücklich überstandene, gefährliche Bergtouren dokumen-
tieren, die man aber doch so viel bequemer in Interlaken oder
sonstwo — kauft.

In dem wundervollen Park des Schlosses Schadau, in den
ich gerade hineinblicken konnte, spielte auf sammtartigem Rasen
eine elegante Gesellschaft Tennis. Ihr Lachen und Schergen
drang bis zu mir herüber.

Die ganze Welt schien in Sonnenglanz und Lebensfreude
getaucht zu sein. Konnte es überhaupt Sorge und Schatten
geben an diesem wonnigen Tage?

Ich nahm mir vor, morgen auch mit dem Dampfer nach
Spiez zu fahren, vielleicht traf ich Fritzli, das glückstrahlende
Geburtstagskind. Ich wollte ihm eine Tafel Schokolade mit-
bringen. Förmliche Sehnsucht hatte ich nach seinen lachenden
Augen.

Wie im Halbschlaf blinzelte ich über den See. Dort
weiter drüben, näher dem Ufer, hinter dem ausgedehnten
Schadau'schen Park, schien man zu fischen; schöne Fische birgt
ja der See im Ueberfluß. Eine Anzahl kleiner Boote hielt

sich auf einem Fleck zusammen. Sicher war da ein Netz ausgelegt worden, das nun eingeholt wurde. Richtig, den Bewegungen der Leute nach zu urteilen, zog man jetzt etwas Schweres an Bord. Schade, daß ich meinen Feldstecher nicht bei mir hatte, ich beobachte die Fischer so gern bei ihrer hübschen Arbeit.

Dann fuhren die Boote plötzlich auseinander. Das größte kam, von zwei kräftigen Männern gerudert, pfeilschnell in der Richtung auf mich zugeflogen, bog in die Lare ein und entschwand meinen Blicken. Mitten im Boot hatte ein dritter Mann gekniet, der sich mit merkwürdig regelmäßigen, ruckweisen Bewegungen mit etwas, das auf dem Boden des Fahrzeuges lag, zu beschäftigen schien. Immer, wenn er sich zurückbog, hob jede seiner Hände ein schmales, weißes Etwas empor, das dann rasch wieder unter dem Bootsrand verschwand. Was es war, konnte ich nicht erkennen.

Dann dachte ich nicht mehr an das Boot, erhob mich, klopfte das Heu aus meinen Kleidern und schlenderte in wohliger Stimmung den Weg zurück, den ich gekommen war.

Ich kam zur rechten Zeit, mein Fährboot war gerade am richtigen Ufer und wollte eben abstoßen. Rasch sprang ich hinein. Außer mir und den beiden rudernden Mätken war nur noch eine freundliche, blonde Frau aus dem Volk im Boot. Als wir uns vom Ufer entfernten, blickte ich zu der gegenüberliegenden Anlegestelle hin und sah zu meinem Erstaunen, daß sich dort eine ziemlich große Menschenmenge versammelt hatte, hauptsächlich Kinder. Eifrig und aufgeregt wurde geredet und gestikuliert. Aber noch ehe ich eine Frage stellen konnte, gaben mir die jammernden Reden meiner beiden Fährweiber Aufschluß. „Dies Unglück!“ klagte die eine. „Solch' schönes, liebes Kind!“

(Schluß folgt).

Zu unsern Kunstbeilagen.

Den wackern Meister, dessen Delgemälde „Inspektion der Trappisten vor dem Abmarsch zur Armee“ (eine Episode aus dem deutsch-französischen Krieg) unser erstes Kunstblatt wiedergibt, dürfen wir beinahe als einen der Unrigen betrachten. Nicht nur weilte er die längste Zeit in der Schweiz, er war auch der Schüler unseres trefflichen Landschafters Robert Zünd in Luzern und hat vielfach schweizerische Landschaftsbilder mit seinem Pinsel festgehalten. Was wir über ihn mitteilen können, ist kurz Folgendes: Paul Gustave Robinet ist zu Magny-Vernois (Departement Haute-Saône) geboren am 11. April 1845; heute ist er bereits das Haupt einer Familie, von der sich noch weitere Glieder (ein Sohn und eine Tochter) in der Kunst bethätigen. Er ist der Schüler von Barrias, Cabat, Meissonier und Zünd und hat Italien, Oesterreich und Rußland bereist, worauf er sich in der Schweiz niederließ. Von seinen Gemälden machen wir namhaft: „Wagnauerbad am Vierwaldstättersee“ (1869), „Ansicht von Monaco“ (1874), „Uricioifock

bei Sonnenaufgang“, „Trappisten zur Winterszeit im Walde arbeitend“ u. s. w. Mehrfach wurde er durch Medaillen ausgezeichnet, so schon 1869 in Paris, 1873 in Wien u. s. w. — Unser zweites Kunstblatt, nach einer Kohlenzeichnung von Fräulein Wida Drtgies, wird schon an und für sich als sturmbewegte Winterlandschaft durch seinen Stimmungsgehalt unsern Freunden willkommen sein. Dazu nun tritt noch der Umstand, daß das Motiv einer Gegend entnommen ist, die uns als Heimat Conrad Ferdinand Meyers besonders lieb und wert geworden. Wieder ist's das traute Kirchlein auf der Höhe, das C. F. Meyers herrliches Requiem verklärt hat, wie auch auf H. J. Burgers Aquarell (i. Heft 20 S. 495): dort aber war es Kilchberg in friedlicher Abendbeleuchtung mit dem ganzen Seegeestade und mit dem imposanten Alpenhintergrund — hier ist es in erster Linie ein Winterbild, in dem das Schneetreiben recht glaubhaft zur Anschauung kommt. O. W.

❧ Schneefall. ❧

Wie die flocken fallen
Im lustigen Wirbel,
Wie sie schwancken und schwirren,
Sich drehen und tanzen
Und tapfer sich schlagen
In dichtem Gewühl!
Die einen erwählen sich
Klüglich die Höhen,
Die lustigen Dächer,
Oder sie werden
Vom Winde des Zufalls
Dorthin verschlagen.
Nun prangen sie herrlich
Im Kleide des Hochmuts,
Im weißen Gewande
Und schauen vornehm
Auf ihre Genossen,
Die ehrlichen Kampfes
Sich müh'n, zu entrimmen
Dem Schmutze der Straße.

Schon fast auf dem Boden,
Erhebt sich die flocke, —
Vergebliches Ringen!
Bald liegst du im Kote,
Der stark dich herabzieht;
Dann kommen sie alle:
Die Füße der Menschen,
Die Hufe der Pferde,
Die Räder der Wagen
Und lassen zurück dich
Auf schlammiger Straße, —
Ein Nichts im Meere des
Da weh'et aus Osten [Schmutzes. —
Ein kälterer Windhauch
Und rötet die Wangen
Und stärket die Glieder
Und stählet die Herzen
Im Kampfe des Daseins.
Es deckt sich allmählich
Der Grund auch der Straße
Mit weißem Gewande.

Und wie im Tode
Der König, der Bettler,
Der Starke, der Schwache
Einförmig sich kleiden
In schimmerndes Weiß, —
So deckt nun gleich Bahrtuch
Die Höhen, die Dächer,
Die Straßen, die Wiesen
Der flocken Gewebe.
Die Gleichheit herrschet
Vom Sumpf bis zum Gipfel
Des stolzesten Berges. —
Doch wie viele Kämpfer
Und wackere Streiter
Mußten sich opfern,
Sich lassen zertreten
Im Kot von der Menge,
Bis sie war errungen,
Die Gleichheit, die Freiheit?
Wer sieht es, wer fragt es?

Carl Josephy, Zürich.

